

Inhalt

«Vergessen Sie mich nicht!» 9

ERSTES KAPITEL

Kindheiten

- Antje Hasendever, eine Kaufmannstochter
«ohne Traditionsbelastung» 17
- Cato Bontjes van Beek, ein Künstlerkind aus Fischerhude 20
- Sophie und Inge Scholl, geborgen in einer
schwäbischen Familie 23
- Annedore Rosenthal, eine höhere Tochter aus Lübeck 28
- Rosemarie Pallat, eine Berliner Professorentochter 30
- Marie Louise Edle von Medinger, ein adeliges
Fräulein aus Böhmen 34

ZWEITES KAPITEL

Wege in den Widerstand, 1933–1939

- Ermächtigung und Gleichschaltung 39
- Diplomatenleben: Marie Louise von Scheliha 44
- Haftbesuche und ein eigenes Modeatelier:
Annedore Leber 47
- Reformpädagogik auf dem Dorfe:
Rosemarie Reichwein 58
- Antje Havemann und die Widerstandsgruppe Neu Beginnen 65
- Die Scholl-Kinder in der Hitlerjugend 71
- Konfirmation statt BDM: Cato Bontjes van Beek 79

DRITTES KAPITEL

Leben im Krieg, 1939–1943

- Der Freundeskreis der Roten Kapelle 81
- «Landesverräter»: Marie Louise und Rudolf von Scheliha 89
- «Ich wusste sofort, das ist der Henkerstuhl»:
Cato Bontjes van Beek 99
- Helfernetzwerke für verfolgte Juden:
Antje und Robert Havemann 113
- Die Widerstandsgruppe Europäische Union 117
- «Meine Seele hat Hunger»: Inge und Sophie Scholl 121
- Die Weiße Rose: Mut und Übermut 129
- Entfremdung in Berlin: Rosemarie und Adolf Reichwein 136
- «Federnd und nicht zu zerbrechen, diese Frau»:
Annedore Leber 140

VIERTES KAPITEL

Die Schatten des 20. Juli 1944

- Konspirative Netzwerke unter Männern 143
- Kreisauer Kreis: «Wenn das schiefgeht,
kostet es das Leben» 148
- Liebesbriefe und Trauerarbeit 157
- Sippenhaft für die Frauen der «Verräter» 163
- Ausgebombt und ein Kind: Antje Havemann 166
- Überleben bis zum Kriegsende: Inge Scholl
und Marie Louise von Scheliha 171

FÜNFTES KAPITEL

Not überwinden, Neuanfang wagen? 1945/46

- «Besinnungsloser Wiederaufbau» 177
- Zersplitterung und Missachtung des Widerstands 180
- «One is not tooo alone» – Hilfe aus der Emigration 184
- Weiterleben wofür? Marie Louise von Scheliha 186
- Neue Ehe ohne neues Glück: Antje Kind-Hasenclever 190

Kreisau bleibt – und die Freundschaft mit Freya:	
Rosemarie Reichwein	193
Wiedereinstieg in den Beruf	198
Journalistin, Verlegerin, Politikerin: Annedore Leber	201
Leiterin der Volkshochschule Ulm: Inge Aicher-Scholl	210
Engelserlebnis	214

SECHSTES KAPITEL

Kampf um das Erbe des Widerstands

Endlich Interesse?	217
«Der 20. Juli kommt vor Gericht»	220
Denkmal im Bendlerblock	225
Ausbilden, aufklären, warnen: Annedore Leber	228
Die Geschichte von der reinen Weißen Rose	230
Wiedergutmachung und Gnadenrente:	
Marie Louise von Scheliha	236
Verteufelung und Seligsprechung der Roten Kapelle:	
Cato Bontjes van Beek	244
«Ein Unterdrücken von etwas, mit dem man eigentlich nicht fertig wird»:	
Rosemarie Reichwein	252
Frei für Neues – Designerin und Kunstliebhaberin:	
Antje Kind-Hasenclever	255

SIEBTES KAPITEL

Lebensenden

Nachlassverwalterin des Widerstands: Annedore Leber	257
1968: Wandel in der Wahrnehmung	260
Hüterin ihrer Geschwister: Inge Aicher-Scholl	263
Lebensfreude und eiserner Wille: Antje Kind-Hasenclever	266
Ebbe und Flut der Erinnerungen: Marie Louise von Scheliha	267
Politisch denken: Rosemarie Reichwein	270
Die Frauen des Widerstands melden sich zu Wort	272
Erinnerungsorte	279

ANHANG

Dank	285
Förderer des Buches	286
Anmerkungen	287
Quellen und Literatur	327
Bildnachweis	344
Personenregister	345

«Ein feines schmales Gesicht fällt mir auf. Der Blick ist nach innen gekehrt. Plötzlich im Vorbeigehen ein Hauch: «Erhalten Sie sich, ich bin hier ohne Namen, damit mich niemand finden kann, ich bin hier in der Zelle 25, vergessen Sie mich nicht, wenn Sie wieder frei kommen, ich heiße ...» Den Namen konnte ich nicht mehr verstehen.»

Marie Louise von Scheliha

«Vergessen Sie mich nicht!»

Die Frau, deren Namen Marie Louise von Scheliha nicht verstehen konnte, war Mildred Harnack. Die gebürtige Amerikanerin hatte ihren Mann, den Juristen und Nationalökonom Arvid Harnack, in den USA kennengelernt, 1926 gingen sie gemeinsam nach Deutschland. Die Literaturwissenschaftlerin war damals Lektorin an der Berliner Universität, nebenher übersetzte sie Goethe ins Englische. Ab 1933 verbrachte Mildred Harnack einen Teil ihrer Zeit damit, über Beziehungen zur amerikanischen Botschaft Informationen zu beschaffen, die es in Goebbels' Propaganda-Blättern längst nicht mehr zu lesen gab. Dazu gehörten Nachrichten über den Spanischen Bürgerkrieg oder Reden und Kommentare ausländischer Politiker und Journalisten, die sie unter Freunden verbreitete. Ihr Mann organisierte einen Schulungszirkel, in dem er mit Gleichgesinnten die politischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge des Nationalsozialismus analysierte und Perspektiven für eine Zeit danach diskutierte. 1940 schloss sich dieser Kreis mit einem weiteren oppositionellen Freundeskreis um den Publizisten Harro Schulze-Boysen zusammen. Diese vereinigte Harnack/Schulze-Boysen-Gruppe wurde später von der Gestapo als «Rote Kapelle» bezeichnet. Ein Großteil der Beteiligten wurde von den Nazis 1942/43 hingerichtet, darunter unge-

wöhnlich viele Frauen. Mildred Harnack war eine von ihnen. Ihre Bitte: «Vergessen Sie mich nicht!» sollte in Erfüllung gehen, als sehr viel später, im Jahr 2000, eine umfangreiche Biographie über sie erschien.¹

Marie Louise von Scheliha war in demselben Gefängnis wie Mildred Harnack inhaftiert, die sie später auf Fotografien wiedererkannt hat. Sie hatte begonnen, sich mit dem Widerstand zu beschäftigen, da ihr Mann, der Diplomat Rudolf von Scheliha, ebenfalls exekutiert worden war. Sein widerständiges Handeln hatte er vor seiner Frau weitestgehend verborgen gehalten – vor allem, um sie zu schützen. So musste sie sich nach 1945 die Geschehnisse erst mühsam im Zuge eines quälend langen Wiedergutmachungsverfahrens erschließen. Marie Louise von Scheliha ist eine der Frauen, die im Zentrum dieses Buches stehen. Es wäre unmöglich, auf so wenig Raum allen Frauen des Widerstands mit ihren ganz unterschiedlichen Biographien und Schicksalen gerecht zu werden. Darum wurden sieben Frauen ausgewählt, die verschiedene Facetten des Widerstands widerspiegeln.

Behandelt werden drei Frauen, die selbst Widerstand geleistet haben: Antje Hasendever (1909–1985), die erste Frau von Robert Havemann, setzte sich für Verfolgte ein und gehört damit zum sogenannten Rettungswiderstand. Außerdem war sie für die sozialistische Gruppe «Europäische Union» aktiv. Cato Bontjes van Beek (1920–1943) engagierte sich im Widerstand ähnlich wie die ein Jahr jüngere Sophie Scholl, indem sie illegale Flugblätter und Schriften verteilte. Am 5. August 1943 wurde sie im Alter von zweiundzwanzig Jahren in Berlin-Plötzensee hingerichtet. Sie wird dem Umfeld der vermeintlich kommunistischen Roten Kapelle zugeordnet. Sophie Scholl (1921–1943) verbreitete zusammen mit ihrem Bruder Hans und anderen Mitstreitern die Flugblätter der «Weißen Rose» gegen das NS-Regime. Sie wurde im Februar 1943 in München-Stadelheim enthauptet.

Außerdem nimmt das Buch exemplarisch zwei Frauen in den Blick, die den Widerstand ihrer Männer unterstützten: Annedore Leber (1904–1968) war in die Aktivitäten von Julius Leber zur Vorbereitung des Umsturzversuchs vom 20. Juli 1944 eingeweiht. Rose-

marie Reichwein (1904–2002) wusste vom Engagement Adolf Reichweins für den «Kreisauer Kreis» und billigte es, obwohl er damit nicht nur sich selbst, sondern auch sie und die vier Kinder aufs Höchste gefährdete.

Schließlich soll es auch um zwei Frauen gehen, die aus Widerstandsfamilien stammen, ohne selbst informiert oder beteiligt gewesen zu sein, deren späteres Leben aber maßgeblich vom Widerstand bestimmt war: Inge Aicher-Scholl (1917–1998), die ältere Schwester von Sophie und Hans Scholl, begriff ihr Handeln nach 1943/45 ausdrücklich als Erfüllung des Erbes ihrer ermordeten Geschwister. Das Leben der bereits erwähnten Marie Louise von Scheliha (1904–2003), deren Ehemann Rudolf von Scheliha als Kommunist und käuflicher Spion verleumdet und hingerichtet worden war, wurde nach 1945 ganz von dem Verdikt gegen ihren Mann überschattet.

Diese Frauen, die im Mittelpunkt des Buches stehen, repräsentieren völlig unterschiedliche Widerstandsgruppen. Ihre Schicksale sollen jedoch nicht unverbunden nebeneinandergestellt werden. Das Buch folgt vielmehr der Chronologie der politischen Ereignisse und zeigt immer wieder, wo Verbindungen zwischen den Frauen bestanden, wo sich die Wege kreuzten oder auseinanderliefen. Auf diese Weise wird neben den Protagonistinnen auch immer wieder das Leben anderer Frauen im Widerstand gegen Hitler betrachtet.

Viele der überlebenden Frauen sind sehr alt geworden. Sie lebten nur zwölf Jahre in einer Diktatur, die jedoch ihr gesamtes späteres Leben geprägt hat. Die Darstellung beschränkt sich daher nicht auf die Zeit des Nationalsozialismus, sondern zeigt auch, wie unterschiedlich die Betroffenen mit dem Erbe des Widerstandes umgegangen sind, mit dem sie sich unweigerlich beschäftigen mussten. Es wird deutlich, dass vor allem in den 1950er Jahren für die überlebenden Frauen die Kontinuitäten zur Zeit vor 1945 überwogen.

Gemeinsam ist allen Frauen, mit Ausnahme von Sophie Scholl, vor allem eines: Sie waren lange Zeit – und sind es teils bis heute – «vergessene Frauen» des Widerstands. Es hat Jahrzehnte gedauert, bis sich das Interesse von Forschung und Öffentlichkeit ihnen zuwandte. Viele Quellen zu den Frauen wurden bisher noch gar nicht erschlossen und konnten von mir erstmals ausgewertet wer-

den. Auf diese Weise will das Buch der einfachen, aber oft gar nicht erst gestellten Frage nachgehen, was diese Frauen im Widerstand denn eigentlich gemacht haben. Was genau war ihr Beitrag? Worin besteht ihre Leistung, die sie von ihren Zeitgenossinnen unterscheidet?

Als im Jahr 2011 anlässlich des hundertsten Geburtstags von Freya von Moltke gleich zwei Biographien über die am 1. Januar 2010 im Alter von achtundneunzig Jahren verstorbene Witwe des Widerstandskämpfers Helmuth James von Moltke erschienen,² stellte einer der Rezensenten, Klaus-Jürgen Bremm, fest: Hundert Jahre Leben machen noch keine Jahrhundertgestalt, und eine «wirkliche Lebensleistung» sei bei Freya von Moltke nicht zu erkennen. Schließlich habe sie ja nicht einmal in ihrem erlernten Beruf gearbeitet – sie war promovierte Juristin –, sondern «behalf» sich mit «Gelegenheitspositionen im sozialen Bereich» mit der Begründung, sie sei ja «für die Menschen gemacht», was für den Autor «eher wie eine pathetische Selbstlegitimierung ihres Hausfrauendaseins» klingt.³

Hausfrau, sonst nichts? Abgesehen von der Häme, die aus diesen Worten spricht und die generell ein «Hausfrauendasein» nicht als Lebensleistung anerkennt, ist diese Klassifizierung im vorliegenden Fall unangemessen. Freya von Moltke selbst hätte sich dagegen verwahrt. 1992 schrieb sie an Irene Etzersdorfer, die das Buch von Dorothee von Meding *Mit dem Mut des Herzens. Die Frauen des 20. Juli* rezensiert hatte: «Es stimmt, wir haben nicht alle gleich viel von den Einzelheiten des Widerstandes unserer Männer gewusst – einige mehr, andere weniger. Und eine ganze Reihe von uns Frauen war auch selber ganz schön aktiv. Alle haben aber gewusst, worum es ging, mit allen Konsequenzen, die das für uns und unsere Kinder haben konnte und dann auch hatte. Und alle haben den Widerstand gebilligt. Ich meine, wir hätten verdient, dass das ganz klar und eindeutig gesagt wird. Weil Sie das nicht tun, darum schreibe ich Ihnen heute. Und wenn Sie so etwas von oben herunter über uns schreiben, dass wir nur als glückliche und liebende Ehefrauen dabei waren, dann unterschätzen Sie unseren persönlichen Einsatz.»⁴

Dieser Einsatz war zwar in vielen Fällen durch das Hausfrauen-

dasein getarnt, aber er ging weit darüber hinaus. Kaffee kochen ist kein Widerstandskampf, aber als Mitwisserin und Zeugin Kaffee für eine Gruppe von Verschwörern zu kochen – wie es zum Beispiel Marion Yorck bei den Treffen des Kreisauer Kreises in der Berliner Hortensienstraße oft tat oder auch Antje Havemann für sozialistische Gruppen –, das war in den Augen der Nazis Hochverrat und konnte mit dem Tod bestraft werden. Man tut sich schwer, die unterschiedlichen Erscheinungsformen widerständigen Handelns als «Kampf» zu bezeichnen. Eine Hausfrau konnte, selbst wenn sie es gewollt hätte, Adolf Hitler nicht töten, geschweige denn einen Umsturz organisieren, weil sie niemals eine Gelegenheit dazu hätte finden können. Jedem Einzelnen war im nationalsozialistischen Staat sein Platz zugewiesen; wer ihn verließ, wurde auffällig und machte sich verdächtig.

Was also war Widerstand? Es gibt zahlreiche unterschiedliche Definitionen. Man kann den Begriff sehr eng fassen, so wie es das Bundesverfassungsgericht 1961 getan hat, indem es als Widerstand nur eine Handlung gelten ließ, die Aussicht auf Erfolg hatte. Damit wären genau genommen nur die Militärs als Widerstandskämpfer anzuerkennen, die tatsächlich die Möglichkeit hatten, Hitler zu beseitigen, um damit die unabdingbare Voraussetzung für einen Neuanfang zu schaffen. Man könnte Georg Elser eine gewisse Chance geben dazuzugehören, aber schon die Weiße Rose, die heute unzweifelhaft zum Widerstand zählt, fiel nicht unter diese Definition. Das Urteil von 1961 wurde allerdings später kassiert. Im Gegensatz dazu kann man den Begriff weit auslegen, dann aber läuft man Gefahr, den Widerstand zu entwerten. Niemand leistete schon Widerstand, der nicht gern die Hand zum Hitlergruß hochriss, weil er dies für unzivilisiert hielt und ein kultiviertes «Guten Tag» vorzog.

Es ist daher sinnvoll, den monolithischen Widerstandsbegriff aufzubrechen, um den sehr unterschiedlichen Handlungen oder eben Unterlassungen gerecht zu werden. Der Historiker Detlev Peukert hat eine Skala von Nonkonformität, Verweigerung und Protest bis hin zum Widerstand erstellt.⁵ Damit lässt sich gerade auch widerständiges Handeln von Frauen besser verstehen und vom Widerstand der Männer abgrenzen, die im NS-Staat andere Spielräume

hatten. Die Berliner Historikerin Christl Wickert weist auf die Notwendigkeit der Unterscheidung hin: «Weil Widerstandshandlungen von Frauen nur als untergeordneter Teil des männlichen Widerstands betrachtet werden, bleibt auch die Frage nach geschlechtsspezifischen Merkmalen ausgeblendet.»⁶ Dieser Umstand führt zu der verbreiteten Meinung, dass Frauen Widerstand – sozusagen «nur» – aus sozialen Motiven leisteten, aus Mitleid, aus dem ihnen zugewiesenen Bedürfnis heraus zu helfen.⁷ In der Tat bestand die widerständige Arbeit der Frauen oft genug darin, Verfolgte zu verstecken, ihnen Lebensmittel oder Kleidung zu beschaffen. Dieses Handeln wird in der Regel nicht als politisch begriffen, aber in einem Staat, der von seinen Bürgern die vollständige Unterwerfung und die ausnahmslose Identifikation mit seinen Zielen verlangt, ist es das. Sich dem Absolutheitsanspruch des Staates zu entziehen und damit seine Ziele zu unterlaufen, ist sehr wohl eine Form von Widerstand. «Dem Rad in die Speichen fallen» hat Dietrich Bonhoeffer es genannt. Voraussetzung dafür ist jedoch der Wille, dem Staat zu schaden und nach Möglichkeit das Unrechtsregime zu beseitigen. Handlungen, denen jede Absicht zum Widerstand fehlt, sind daher auch nicht als solcher zu werten.⁸

Wenn man Unrecht und Unfreiheit, Diskriminierung und Ausgrenzung, später Mord und Krieg nicht hinnehmen will, führt das, so stellen wir uns vor, zum Widerstand. Tatsächlich stand wohl nur selten ein ausdrücklicher Entschluss dahinter, Widerstandskämpfer zu werden. Barbara von Haeften beschrieb den Weg in den Widerstand als Prozess: «Man hat sich nicht entschließen müssen, sondern man ist hineingewachsen.»⁹ Aber ab wann und warum wurde Haltung in Handeln umgesetzt? Der amerikanische Psychiater David M. Levy hat 1946 als einer der Ersten den Widerstand gegen Hitler untersucht. Er befragte deutsche Zivilisten, die zweifelsfrei als Gegner des Nationalsozialismus eingestuft worden waren, und stellte fest, dass viele von ihnen «durch unkonventionelle und sozial offene Familienstrukturen geprägt waren».¹⁰ Kritisches Denken allein führte jedoch nach dieser Untersuchung keineswegs zwangsläufig in den Widerstand. Weitere Fähigkeiten mussten die oppositionelle Grundeinstellung ergänzen, so der Sozialpsychologe Harald Welzer: zum

einen die Fähigkeit, in scheinbar aussichtslosen Szenarien Handlungsmöglichkeiten zu erkennen;¹¹ zum anderen das Gespür dafür, Gleichgesinnte zu finden, um Freundeskreise zu bilden, die «so im Austausch jedes einzelne Mitglied bereichern und verändern konnten und es nicht zuletzt resistenter gegenüber den Zumutungen der Zeit machten».¹²

Genau so wurden die Weiße Rose, die Rote Kapelle und der Kreisauer Kreis von den Handelnden empfunden: als eine Gruppe von Vertrauten, nicht, wie es im Rückblick manchmal erscheint, als streng geführte Widerstandsorganisation. Freya von Moltke schrieb über den Kreisauer Kreis: «Der Ursprung war sozusagen eine Nottat von Menschen, die im Dritten Reich leben mußten, die nicht absehen konnten, wie das enden würde, und wünschten, daß es enden solle, aber nichts dazu tun konnten, unmittelbar, daß es ende, und doch weiterleben mußten, bis es dann soweit war. Diese Menschen haben sich zusammengefunden und darüber gesprochen, wie es aussehen könnte und müßte und sollte, wenn es einmal vorüber war. Das ist der Ursprung.»¹³

ERSTES KAPITEL

Kindheiten

*Antje Hasenclever, eine Kaufmannstochter
«ohne Traditionsbelastung»*

Antje Hasenclever wurde am 12. November 1909 als drittes von fünf Kindern in Bielefeld geboren. Die Geschwister brachten es auf dreizehn Onkel und Tanten, die alle am Leben in der Bielefelder Obernstraße regen Anteil nahmen, wo der Vater ein «Sonderhaus für Damenbekleidung und Kleiderstoffe» betrieb.

Aus den Erinnerungen der älteren Schwester Christa erfahren wir eine Menge über die freie und lebendige Kindheit der Hasenclevs. Es ist viel von Spielen und Toben die Rede, selbst der Sonntagsspaziergang auf die Sparrenburg war für die Kinder ein Vergnügen und keine Pflichtübung. Denn sowohl der Vater Ernst als auch die Mutter Therese, genannt Resi, geborene Schuhmacher aus dem ostfriesischen Leer, waren «ohne Traditionsbelastung»¹ aufgewachsen, wie es ihre Tochter so treffend formulierte. Auf diese Weise erzogen sie auch ihre eigenen Kinder.

Der Vater nahm sich viel Zeit für sie, jeden Abend kam er hoch in die Kinderetage und erzählte Geschichten. Aber auch tagsüber verließ er öfter sein Geschäft im Erdgeschoss des Hauses, um mit seinen Kindern zu spielen oder ihnen etwas vorzulesen. Dann jedoch wurden die Bücher wieder weggeschlossen; man bekam sie erst in die Hand, wenn man damit umgehen konnte, schreibt Christa Hasenclever.

Trotz großer Freiheiten gab es strenge Regeln im Hause Hasenclever: Einfache Mahlzeiten waren Programm, Süßigkeiten gab es nur zu den Festtagen, und ein Mittagsschlaf war bis zum Ende des ersten



Antje Hasenclever, 1936

Schuljahres obligatorisch. Als die kleine Antje eine Phase von Wehleidigkeit durchlebte, durfte sie sich nur über drei Krankheiten am Tag beklagen.

Kreativität war ein zentrales Element der Erziehung. Die Kinder konnten die Wände des Kinderzimmers selbst bemalen und entschieden sich für ein leuchtendes Grün, das von einem orangenen Rand eingerahmt wurde. So, wie die fünf ihre Geschenke immer selbst basteln mussten, so hatten die Eltern für das Kriegsweihnachtsfest 1916 ein großes Puppenhaus für ihre Töchter gebaut, mit sechs Räumen, Balkon, Garten, voll von bunt bemalten Möbeln. Denn vor allem Antje war eine leidenschaftliche Puppenmutter; sie sollte später eine große Spielzeugsammlung zusammentragen, die sich bis heute erhalten hat. Ihre Mutter nähte nicht nur Kleider für die Puppen, sondern auch für ihre eigenen Töchter, was Christa und Antje

nicht allzu gerne sahen, fielen sie doch durch ihre besondere Kleidung in der Schule auf.

Der Vater war ein Kunstliebhaber, der die Kinder sonntags, wenn das Wetter den Spaziergang unerfreulich erscheinen ließ, stattdessen gerne ins naturkundliche Museum oder in den Kunstsalon eines Bielefelder Künstlers mitnahm. Im Kinderzimmer hing eine Wandtafel, an der geübt werden konnte, was die Zeichenlehrerin in der Schule anregte, die mit den Schülern auch Batik-, Buchbinde- und Bastelarbeiten ausführte. Antje trug von Zeit zu Zeit selbstbemalte Kleider. Von dritter Seite erfolgte weitere künstlerische Förderung, denn eine entfernte Kusine des Vaters, Helene Vogt, war mit dem expressionistischen Maler Christian Rohlf verheiratet. Die Wände des Hasenclever'schen Wohnzimmers, ebenfalls in einem kräftigen Grün gehalten, zierten Bilder von Conrad Felixmüller, Ernst Heckel, Emil Nolde oder Karl Schmidt-Rottluff: «Für viele ein erschreckender Anblick damals», kommentiert Christa Hasenclever lapidar. Es gab regen Austausch zwischen den Familien, auch die Kinder waren öfter zu Gast bei den Rohlfs, die 1902 in dem von Henry van de Velde gestalteten (in den zwanziger Jahren nach Essen verlegten) Museum Folkwang in Hagen eine Wohnung und ein Atelier bezogen hatten.

Antje Hasenclever war keine begeisterte Schülerin und verließ die Schule mit fünfzehn Jahren, zunächst ohne Abschluss. Sie ging auf die Kunstgewerbeschule, Hauptfach Textilgewerbe. Es stand fest, dass sie eine Berufsausbildung haben sollte und wollte – ein Umstand, der sich in ihrem späteren Leben von allergrößtem Nutzen erweisen sollte. Ein Teil der Ausbildung war es, die Schaufenster des elterlichen Konfektionsgeschäfts zu dekorieren, was dann von der Schule benotet wurde; ein anderer bestand darin, große Feste zu gestalten. 1927 fand deshalb, nach wochenlanger Vorbereitung, ein Märchenfest bei den Hasenclevs statt, bei dem das ganze Haus geschmückt wurde und die Gäste in buchstäblich märchenhaften Kostümen erschienen.

Im November 1928 legte Antje die Gesellenprüfung im Stickerhandwerk ab; zwei Jahre später folgte die Meisterprüfung, mit der ihr auch die Mittlere Reife zuerkannt wurde. Das Meisterstück wurde mit «gut», aber vor allem als «geschmacklich sehr gut» bewer-

tet. Nach einem kurzen Intermezzo in der Plüschfabrik Meyer in Bielefeld, wo sie Stoffmuster zeichnete und die Entwürfe als Patronenurin technisch umsetzte, wechselte sie an das Kunstgewerbliche Atelier von Gertrud Meyer in Unna. Es handelte sich um eine kleine Berufsschule, an der Antje nicht nur mit Frau Meyer die Wohnung teilen musste, sondern auch überwiegend in Naturalien bezahlt wurde.

Dies war wohl mit ein Grund dafür, dass die fertige Meisterin nach Berlin umzog, die eigentliche Ursache aber war Robert Havemann. Den ein Jahr jüngeren Chemiestudenten, der 1932 in die Kommunistische Partei eingetreten war, kannte Antje aus Bielefeld, da Havemanns Bruder die Grafik-Klasse der Kunstgewerbeschule besuchte. Zu einem kleinen Fest bei Antje Ende 1931 brachte dieser Robert mit. Ein halbes Jahr später hatte Antje ein kleines Zimmer am Fehrbelliner Platz und hielt sich dort zunächst mit Näharbeiten über Wasser, bevor sie mit Robert eine gemeinsame Wohnung bezog. Eine Heirat erschien den jungen Leuten unnötig und spießig.